

Max Brack

Autor(en): **Konrad, F.W.**

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **Die Berner Woche in Wort und Bild : ein Blatt für heimatliche Art und Kunst**

Band (Jahr): **9 (1919)**

Heft 51

PDF erstellt am: **27.04.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-646422>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.



Max Brack: Mädchenkopf.
(Aus dem Kunstsalon Ferd. Wyß, Zeitglocken 4, Bern.)

Berlin W., 2. Januar.

Liebe Schwester Nina! So viel Augen und Kopf und Hand herhalten wollten, habe ich in Ihrem Luther-Testament gelesen. Es ist groß, wirklich 'eine' Quelle, wie Sie sagen. Vieles Einzelne verstehe ich nicht. Aber die Strömung, die aus dem Ganzen dringt, trägt einen hoch. Merkwürdig, wie es oft unmittelbar an einen selber gerichtet scheint! Manches ist von frappanter Wahrheit. Ich lese heute weiter. Wenn ich's nur anhaltender könnte! Aber der Kopf ist doch mitangegriffen. Nicht das innerliche Denken, aber die Organe, das Gedächtnis und sogar die Verbindung zum Sprechen. Ich hab' es nun lang beobachtet, und das betrübt mich am meisten. Schwester Nina, ich hatte einen schlechten Jahreswechsel; aber Sie wissen ja alles. Sind Ihnen meine Gedanken begegnet?

Für Ihren guten, lieben Brief danke ich Ihnen. Ich unterlasse so oft, Ihnen zu danken. Und doch sind Ihre Briefe meine Gesellschaft; ich führe Gespräche mit Ihnen. Auch mit dem Bild; ich drehe nachts das Licht an — Extravorrichtung für den Arm — und sehe nach Ihrem Bild. Sie sind da. Ich träume weiter. Aber nach dem Brief (vom 27.) ist jeder Dank ein reines Nichts. Schwester Nina, womit verdiene ich's? Ich küsse Ihre Hände.

Ihr Georg.

Was macht der Musicus?

Berlin W., 5. Januar.

Ich habe weiter gelesen. Schwester, was ist das für ein Buch! Davon ahnte ich gar nichts. Wie es der Opferung entgegengeht, wird alles noch verklärter. Vieles ist mir unverständlich, und doch auch diese Stellen haben eine be-

zwingende Hohenheit. Das Ganze war ein mächtiges Erlebnis. Ich muß Ihnen sagen: die einzelnen Worte tropften mir heiß ins Herz. Der Kerker war aufgelöst.

Das Buch bleibt dicht bei mir. Daß Sie es mir schickten, Schwester, ist kein Zufall. Sie erraten ja alles. Wann kommen Sie, daß wir über das Buch sprechen können? Und daß Sie mir endlich ganz nah sind?

Schwester, ich fürchte, Sie sind mehr überanstrengt, als Sie zugeben. Schreiben Sie mir die Wahrheit!

Es wartet einer auf Sie.

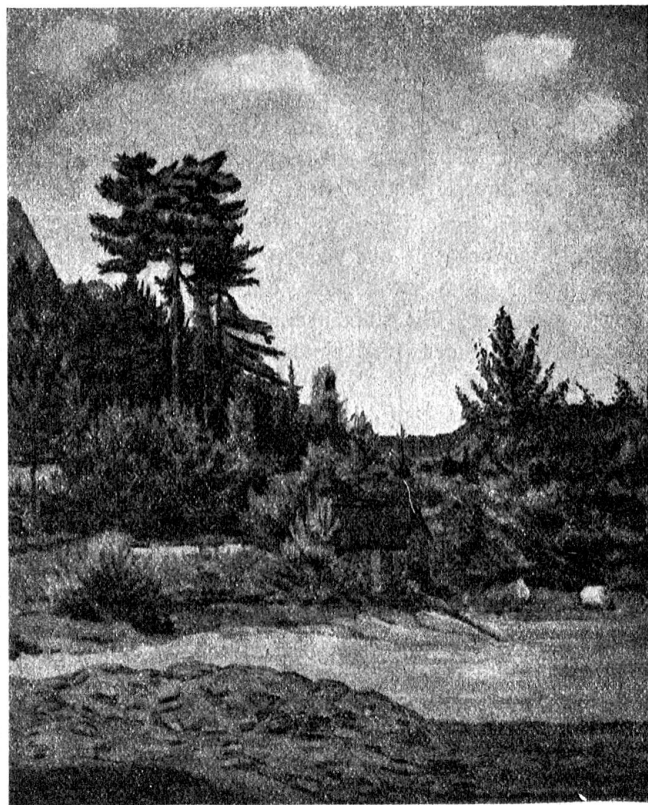
Georg.

(Schluß folgt.)

Max Brack.

Von F. W. Konrad.

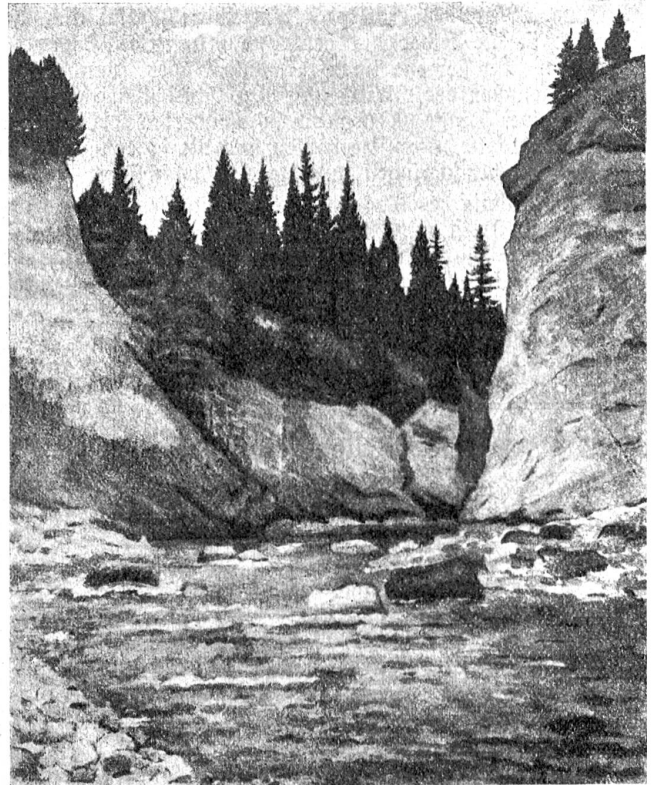
Im Kunstsalon Ferd. Wyß in Bern stellt gegenwärtig der Berner Kunstmaler Max Brack eine Reihe von Arbeiten aus. Max Brack wurde im Jahre 1878 in Bern geboren. Er absolvierte hier das Realgymnasium, dann studierte er während drei Semestern Architektur in Stuttgart. Jetzt wurde er Maler. Als Schüler von Knirr hielt er sich von 1900 bis 1902 in München auf. Das Jahr 1903 brachte er in Florenz und Paris zu. Hierauf ließ er sich in Gstaad nieder. Seit 1911 ist Brack in Gwatt bei Thun ansässig. Von hier aus, der malerisch und landschaftlich reizenden Gegend am Thunersee, stammen denn auch viele der gegenwärtig zu einer bemerkenswerten Schau gesammelten Bilder Bracks. Mehrere enthalten den landschaftlichen Ausschnitt, wie er sich für das Auge des Künstlers als Atelierausblick gleichsam von selbst ergibt: die dicht mit Niedriggras bewachsene Gwattmatte (der Name Gwatt erinnert bekanntlich an Watte, d. h. leichte, moorige Uferpartie),



Max Brack: Kiesgrube I.
(Aus dem Kunstsalon Ferd. Wyß, Zeitglocken 4, Bern.)

breitflächig ansteigend zu der Horizontale des Seeufers, links flankiert von vier Pappelbäumen; nahe dem Ufer das baumbestandene, berühmte Gwattinseli; jenseits der Wasserfläche die abschließenden Höhen über der Ortslinie Seltigen-Schwendi-Schwanden. Ebenso durch örtliche Nähe bedingt sind die verschiedenen Randerlandschaften. Es scheint mir nicht überflüssig, das geographisch Vertikale zum bessern Verständnisse der ausgestellten Bilder heranzuziehen, nicht um der Beurteilung der künstlerischen Werte an sich, wohl aber um der allgemein viel zu sehr vernachlässigten Einführung in das örtliche „Milieu“ des Künstlers willen; denn der Spruch: „Willst den Dichter du verstehn, mußt du in des Dichters Lande gehn!“ hat eine genau ebenso große Richtigkeit für den Maler, und für den Landschaftsmaler noch im besondern.

Was den Maler Max Brack auszeichnet, das ist die geschickte Sicherung der Flächenwirkung, ruhige Linien-schönheit und ein bedeutendes Gefühl für farbige Harmonie. Ich habe den Eindruck, als sei ihm der Versuch angelegen, das Weiche und Tonige mit dem Kraftvollen und Hellen farbig zu vereinigen. Einem in seiner Gegenständlichkeit reizvollen Vorwurfe wird ein solides technisches Können beigegeben. Der Maler geht also darauf aus, Schönes und Erfreuliches, etwas auch dem Laien Verständliches und Liebes in künstlerisch einwandfreier Weise zur Darstellung zu bringen. Doch entspringt diese Denkungsart bei Brack keineswegs einem Gefühle der Berechnung, sondern sie beruht auf der unumstößlichen Wahrheit, daß wirkliche Kunst immer und zu allen Zeiten Ausdruck eines geistigen Inhaltes in wohlgefälliger Form gewesen ist. Ich sage wohlgefällig und bin mir bewußt, daß diese Wohlgefälligkeit keineswegs nur die Kleinheit unserer Sinne zu befriedigen bestrebt ist, daß sie, wie beispielsweise bei dem großen Platoniker der Kunst, bei Södler, jenseits unserer Zufälligkeiten im Bewußtsein der unendlichen Harmonie des Weltalls liegen kann. Bei Brack liegt sie in der starken, erdfeften Kraft helläugiger und bewußter Diesseitigkeit. Die Kunst Bracks ist auf fleißiges, intensives Studium der Natur gestützt. Alle Bilder, die er schafft, vereinigen die Vorzüge der stimmungsreichen und Stimmung schaffenden Landschaft mit denen einer genügenden, tüchtigen Malerei. Neuerdings wendet sich Max Brack,



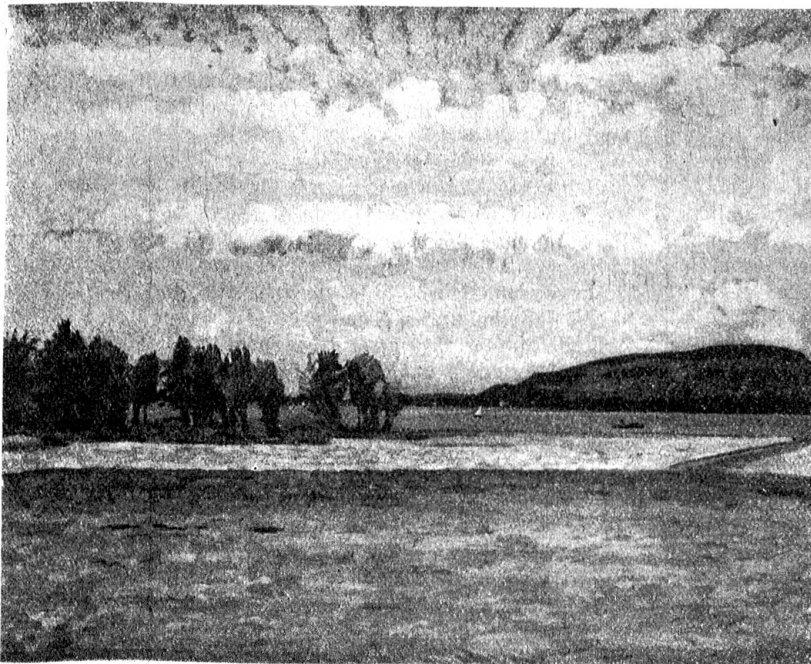
Max Brack: Kanderschlucht.

(Aus dem Kunstsalon Serd. Wyß, Zeitglocken 4, Bern.)

der neben der Landschaft auch das Stilleben nie vernachlässigt hat, mehr dem Porträt zu. Und ich glaube, ihn zu dem eingeschlagenen Wege beglückwünschen zu sollen. Seine Auffassung hat eine gewisse Größe und ungezwungene Natürlichkeit.

Es sei mir erlaubt, ganz kurz auf einige einzelne Bilder in der gegenwärtigen Ausstellung besonders hinzuweisen.

Das Delbild „Kanderschlucht“ bedeutet mir ein Beispiel dafür, wie sehr es dem Landschaftsmaler Brack gelingt, das aufgelöste und Gegenfällliche eines Naturausschnittes zu einer stimmungsvollen Einheit zu verbinden. Die dunkeln Tannen im Hintergrunde und die trocknen Felsen mit den fast am Abgrunde emporgewachsenen Bäumen geben dem Bilde etwas Romantisches, das unsere Einbildungskraft beschäftigt. Die „Kanderermündung“ ist mit schönem Gelingen ausgeführt und gibt dem Betrachtenden auf den ersten Blick die ganze Einheitlichkeit der Fläche des Wassers, über der sich ein sparsam belichteter Himmel wölbt. Dabei wirkt der helle Streifen von Ries und Flußgeschlebe keineswegs als horizontale Trennungsleiste; er weist nur dem ausfließenden Wasser den Weg und trägt damit zur sichern Gliederung des Bildgesamten bei. Ueber dem „Vorfrühling“ spannt sich ein goldgetönter Himmel. In einem betonten Gelb schiebt sich die Partie mit Schilf zwischen das fast monotone Grün der Wiese und den See ein. Das Bild „Blick ins Dorf“ erfreut durch die schöne Durcharbeitung der Valeurs. Die große „Winterlandschaft“ vom Jaunpaf besitzt durch die ruhige Einheitlichkeit der Farben und Formen eine sichere



Max Brack: Kanderermündung.

(Aus dem Kunstsalon Serd. Wyß, Zeitglocken 4, Bern.)

Wirkung. Mit dem Bilde „Zwieselberg“ reiht sich der Künstler in die leider bis heute noch spärliche Schar der Verkünder der eigenartigen Schönheit des Landschaftsgebietes zwischen der Glütch und dem Glütchbache ein, das, um nur zwei Dinge zu nennen, in wunderbaren Wald gebettet prachtvolle Tropfsteinhöhlen und die sagenumwobenen Seelein von Umsoldingen und Uebeschi umschließt.

Das Bildnis des Töchterleins des Künstlers („Mädchenkopf“, Nr. 18) ist mit derselben Frische gemalt, wie die in der bekannten Göttertracht fast dekorativ und graphisch wirkende „Walliserin“ aus Ernen oder das hübsche Gesichtlein des Knaben aus dem Wirtshaus am Jaunpaß.

Von schöner Durchführung der Motive zeugen die unterschiedenen lebenswürdigen Stilleben.

Das Weihnachtswunder.

Das holde Weihnachtswunder,
Heut muß es noch geschehn.
Ich höre sachte Flügel
Im Abendwinde wehn.

Das Stüblein ist so traulich,
So traulich wie noch nie.
Das Dörflein auf und nieder
Schon musizieren sie.

Das Glöcklein in der Kirche,
Nun schlägt es silbern an.
Zekt Tür und Tor und Herzen
Dem Christkind aufgetan!

Ernst Eschmann.

Die Reisende.

Eine Weihnachtsgeschichte von Anna Burg.

(Schluß.)

Der Gedanke löste die letzte Spur von Aengstlichkeit aus ihrem Gemüt. Sie begann langsam zu erzählen. Ihr Leben entrollte sich vor ihm; ihr frühliches Jungmädchen-dasein, die Verarmung ihrer Eltern, der Tod ihres Vaters, ihr stilles, arbeits- und entbehrungsreiches Leben mit der Mutter und endlich das Letzte und Härteste — der Mutter Tod.

Während sie erzählte, blickte er ihr ins Gesicht. Unter der Blässe ihrer Wangen begann sich ein kaum sichtbares Rot zu verbreiten. Sie hatte den häßlichen Filzhut abgenommen und er sah nun ihr reiches, schwarzes Haar, schlicht geordnet, aber in seiner Fülle doch als Schmutz wirkend. Er sah, daß, in Wohlsein und Luxus gehüllt, dieses Mädchen zu den äußerlich Bevorzugten zählen würde. Aber er sah auch den sanften Zug um den Mund, den klaren Blick, das weich-schmerzliche Lächeln. Nicht nur äußerlich bevorzugt — das war gewiß.

Sie errötete unter seinem Blick mit einemmal.

„Verzeihen Sie, ich habe lange von mir gesprochen. Wollen Sie mir jetzt nicht sagen, wieso Sie mich zu kennen glauben?“

„Das will ich. Es ist eine etwas seltsame Geschichte, aber je seltsamer ein Erlebnis, umso wahrer ist es. Ich habe eine Großmutter gehabt, die in meiner Jugend mir alles vermittelte, was an Poesie und Phantasie in dieser Welt und einem menschlichen Gehirn möglich ist. Ich wäre durch meine Großmutter eigentlich beinahe ein Dichter geworden. Aber von meinen Eltern habe ich einen schweren Tropfen Philisterblut in den Adern. Der hat gesiegt. Der ist schuld daran, daß ich ein außerordentlich korrekter Mensch geworden bin — wenigstens in meinem äußern Leben. Ganz

in der Stille des Herzens hab' ich noch den Zaubergarten weiter gepflegt, den meine Großmutter darin angepflanzt hatte. Und in diesem Zaubergarten herrschte natürlich auch eine Fee. Es war eine Freundin meiner Großmutter, von der sie mir viel erzählt hat; es muß ein ganz besonders lebenswürdiges Menschenkind gewesen sein. Durch die Schilderungen der lieben alten Frau wurde mir die Gestalt jener Unbekannten zu einem Idealbild, das ich in meinem Knabenherzen mit einem unzerstörbaren Nimbus umgab. Ja, unzerstörbar. Denn noch heute strahlt mir, wenn ich daran denke, das Bild jener holden Frau im hellsten Licht. Ich bin ja im Grunde ein ganz nüchterner Mensch. Aber was man sich in seiner Jugend an echter Poesie aufbaut, das behält man.

Sie fragen, was das alles hier zu tun hat? Ja, nun kommt das Seltsame. Immer habe ich gedacht: eines Tages würde ich eine Frau finden, die ein wenig jenem Idealbild entsprechen würde. Ich bin sonst kein Frauenverehrer. Meine Gefühle sind nicht leicht entflammt. Aber mir schwebte die Erfüllung meines Knabentraumes vor in all den Jahren. Und wie ich Sie nun gestern Abend sah, mein Fräulein, da hatte ich auf einmal ein Gefühl, als sei mein Wahr Wirklichkeit geworden. Es ist merkwürdig, aber Ihr Antlitz frappierte mich so sehr: die Augen, die Stirn, der Mund — ich habe ein kleines Bild von Großmutter's Freundin —, dem sehen Sie ähnlich, sehr ähnlich. Mir war, wenn ich Sie wieder aus den Augen verlore — ich würde die Fee in meinem Zaubergarten niemals wieder finden.“

Er schwieg.

Luisa Hiller war sehr blaß geworden.

„Sie spotten —“, sagte sie endlich mit zuckenden Lippen; „ich bin ein armes Mädchen. Ich habe mit einer solchen Traumfee nicht die geringste Ähnlichkeit — ich weiß nicht, was Sie veranlaßt, sich diesen Scherz mit mir zu erlauben.“

Da legte er wieder fest die Hand auf die ihre.

„Nicht doch, sprechen Sie nicht so. Wissen Sie nicht, daß es Leute gibt, die mit dem Herzen sehen? Als ich Sie sah, wußte ich gleich, daß ich Sie kannte; ich wußte es mit Bestimmtheit. Vertrauen Sie mir.“

Er zog aus seiner Brusttasche das kleine vergilbte Bild hervor und legte es vor sie hin.

„Finden Sie nicht, daß Sie diesem Bilde ähnlich sehen?“ Sie starrte darauf hin.

„Meine Großmutter!“ stammelte sie.

Da tat er fast einen lauten Ausruf.

„Sehen Sie, daß mein Auge mich nicht betrogen hat.“

„Ich habe daselbe kleine Bild in meiner Photographie-sammlung!“

Sie strich sich über die Stirn.

Ueber den Mann war es wie ein Fieber gekommen.

„Das ist wunderbar“, sagte er, „das ist mehr als Zufall. Nun wissen Sie doch bestimmt, daß wir uns kennen? Nicht wahr? Nun können Sie mir doch vertrauen. Nun darf ich Ihr Freund sein? Nun zweifeln Sie nicht mehr?“

Sie sah ihn unsicher an.

Noch kam er ihr merkwürdig vor; noch schien ihr das Ganze unglaublich und ihr gehärteter Verstand suchte die illusionzerstörende Lösung dieses Rätsels. Aber die Augen des Mannes sahen sie mit demselben tiefen ruhigen Blicke an.

Und als er nun fortfuhr, ihr zu erzählen von seiner Jugend, von seiner in nüchterne Pflichterfüllung gezwungenen Sehnsucht nach Poesie und Schönheit, hörte sie ihm schweigend zu.

Ein Ausdruck von wohliger Ruhe und Weltabgewandtheit breitete sich über ihr Gesicht.

Die Uhr im Gasthauszimmer schlug zwei Uhr.

Da fuhr sie auf.

„Ich muß fort!“

„Was wollen Sie?“

Sie deutete auf die Koffer.

„Noch einmal versuchen.“